

Aus der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (Essen) vom 2. August 2008

DIE PREISENTWICKLUNG UND IHRE FOLGEN

3,3 Prozent betrug die Teuerung im Juni gegenüber dem Vorjahr. Aber Rentner empfinden ihren statistischen Warenkorb als noch teurer. „Graue Inflation“, nennen das die Experten. Eine Abrechnung

DREI FRAGEN AN



Bernd Raffelhüschen

So reich wie nie – statistisch

Herr Professor, sind Rentner heute ärmer als früher? Raffelhüschen: Also: Die nominale Rente ist in den letzten 100 Jahren durchweg gestiegen, die reale hat sich dagegen in den letzten Jahren vermindert. Allerdings: Die reale Kaufkraft der Erwerbstätigen hat sich stärker vermindert.

Aber wenn sich die reale Kaufkraft vermindert hat, dann können sich die Rentner also heute weniger leisten als früher, oder? Raffelhüschen: Im Zeitablauf gesehen: nein. Seit den 60er-Jahren hat sich die Kaufkraft der Rentner mindestens vervielfacht, im Osten seit der Wende auf einen Schlag sogar verzehnfacht – wenn das mal reicht. Ein Durchschnittsrentner mit 12 000 Euro im Jahr kann sich heute leisten, wovon früher selbst Verdiener nur träumen konnten: Fernreisen etwa.

Haben wir dann also gar keine armen Alten? Raffelhüschen: Statistisch gesehen ist der Anteil der armen Alten kontinuierlich gesunken. Es haben noch nie so viele reiche Rentner in Deutschland gelebt wie heute, arme Alte sind dagegen in der Gesellschaft unterrepräsentiert. Es ist fünfmal wahrscheinlicher, eine arme Alleinerziehende zu treffen, als eine arme Alte. Für einen Statistiker ist die Debatte über Altersarmut daher nicht nachzuvollziehen. **abra**

Prof. Bernd Raffelhüschen ist Finanzwissenschaftler an der Universität Freiburg und war Mitglied der Rürup-Kommission.

CROSS MEDIAL

Strenger haushalten?

„Graue Inflation“ – bekommen Sie die auch zu spüren? Müssen Sie auch strenger als sonst (mit Ihrer Rente) haushalten? Wo merken Sie die Inflation besonders? Was ist deutlich teurer geworden? Oder ist das jammern auf hohem Niveau? Diskutieren Sie mit und tauschen Sie sich aus: [DerWesten.de/direkt](http://DerWesten.de/direkt)

Von Annika Fischer

Ruhrgebiet. Ein Blatt DIN A 4, liniert, gelocht, mit Zahlen eng beschrieben, das ist der Haushalt von Christine\*. Ganz oben steht ihr Einkommen, das braucht nicht viel Platz: ihre eigene Rente, die ihres Mannes oder das, was ihr nach seinem Tod davon blieb. Macht nicht einmal 1000 Euro. Dazu ein bisschen was aus der Versorgungskasse, zum Glück. Christine hat mit 55 noch mal angefangen zu arbeiten, dass sie überhaupt so weit kommt. Darunter hat sie ihre monatlichen Ausgaben notiert. Miete, Rundfunkgebühren, Versi-

„Wenn ich darüber nachdenke, krieg' ich 'nen Föhn“

cherungen, nur die Fixkosten, „706 Euro“, steht da. Der Zeigefinger bleibt in der Luft darüber hängen. „Aber“, sagt Christine langsam und schaut auf die Zahlen, „das stimmt gar nicht. Es wird ja alles erhöht.“

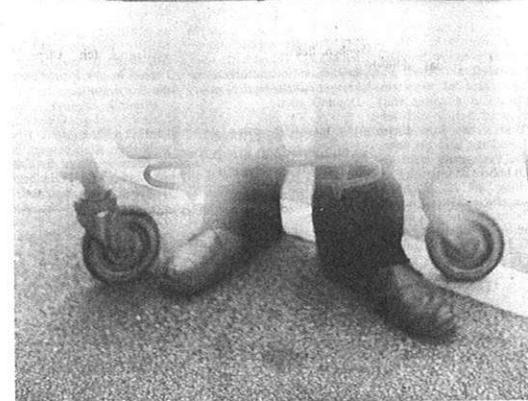
Längst hat sie eine zusätzliche Spalte zu ihre Monatsabrechnung gequetscht, hinter die regelmäßigen Ausgaben, und vor jeder neuen Zahl steht ein Plus. Plus 6,90 die Kabelgebühren. Plus drei Euro die Garage. Strom, Gas, Wasser. Und die Gemeinnützige will auch mehr: 439 Euro kostet die Miete – Christine kann sich noch erinnern an 138 Mark. „Wenn ich darüber nachdenke“, sagt sie, aber sie denkt besser nicht darüber nach. „Dann krieg ich 'nen Föhn.“

Gefühlt noch teurer

Um 3,3 Prozent im Vergleich zum Vorjahr sind die Kosten für den Warenkorb gestiegen, den das Statistische Bundesamt regelmäßig packt, um die Preise zu vergleichen. Rentner allerdings, sagen Experten wie der Schweizer Wirtschaftsprofessor Wolfgang Brachinger, empfinden die Teuerung noch schmerzhafter. „Gefühlte Inflation“, nennen sie das Phänomen, oder auch „Graue Inflation“.

Und die hat Ursachen: Im Vergleich zur arbeitenden Bevölkerung geben Rentner relativ zu ihrem niedrigeren Einkommen mehr Geld für Nahrungsmittel, Energie und Gesundheitspflege aus – just die Güter, deren Preise zuletzt besonders steil nach oben schossen. Ein Zehntel des Einkommens wird im Warenkorb für Lebensmittel veranschlagt, bei Rentnern, so Brachinger, sei der Anteil „viel höher“. In der Tat: Wöchentlich ein Einkauf im Supermarkt, dazu Geträn-

# Es wird immer enger



Vielen Rentnern bleibt beim Einkaufen nur der Griff zum Billigprodukt. Foto: WAZ, Jakob Studnar

ke und Brot, da kommen auch bei Christine schon rund 200 Euro monatlich zusammen. Die teilt sich die Küchenkosten (und die Arbeit) mit ihrer Schwester, zusammen studieren sie die Zeitungsanzeigen, fahren den Angeboten hinterher und frieren ein. „Wir müssen uns schon überlegen, ob wir ein Steak nehmen oder lieber Gehacktes.“ Vieles holen sie beim Discounter, nur das Obst lieber vom Markt. „Aber dann eben nur zwei Nektarinen.“ Wenn ein Monat kommt mit vielen Geburtsta-

gen, „das wirft mich zurück“, dann müssen die Frauen etwas abzwängen, „und das spart man dann beim Essen ein“. Christine ist jetzt 68, sie hat eine Krebserkrankung hinter sich und schwer Osteoporose, aber sie jobbt wieder, zweimal in der Woche ein paar Stunden. „Aber sonst könnte ich mir ja gar nichts mehr leisten.“ Die jüngste Rentnerhöhung, die erste und einzige seit Jahren, das waren zehn Euro bei ihr, auf den Kopf, aber dafür hat das Versorgungsamt ihr die

Schwerbehindertenprozente gekürzt, „weil der Krebs nicht wiedergekommen ist“. Ein Witz, sagt Christine, „ein Witz!“ – und dass ihre Stimme etwas schrill klingt bei dem Wort, liegt nicht etwa daran, dass ihr zum Lachen wäre über diesen Scherz. Vor vier Jahren ist ihr geliebter Mann gestorben, sie hätte ihn lange gepflegt; seine Rente war schon zu Lebzeiten niedrig gewesen, „weil er so viel krank war“. Christines Leben ist ärmer geworden ohne ihren Mann, aber deshalb nicht billi-

ger. „Vielleicht läuft die Waschmaschine weniger“, vielleicht frisst der Kühlschrank weniger Geld, „aber sonst brauchst du alles weiter“. Die Krankenhausversicherung, sagt sie, sei „der einzige Luxus, den ich mir leiste“.

Christine weiß das genau, nicht nur, weil sie den karnten Zettel hat. Sie hat auch diese Kunstledermappen von der Bank, mit lauter Umschlägen darin. „Was vierteljährlich abgebucht wird, leg ich mir weg. Man muss sich ja selbst überlisten. Sonst habe ich in dem Monat auf einmal kein Geld mehr.“ Fahrkarte, Rundfunk, Auto-Steuer, „Kosmetik“ gibt es auch, „aber das mach ich ja schon gar nicht mehr“. Und das Auto hält sie nur, damit sie beweglich bleibt mit ihren Knochen, aber das ist klein und frisst nicht viel. Ob sie aber einmal tankt im Monat oder zweimal, „das muss ich mir dreimal überlegen“.

Jenseits der Fixkosten

Es muss ja noch was übrig bleiben jenseits der Fixkosten: für die Praxisgebühren beim Arzt, für die Medikamentenzuzahlungen. Neulich brauchte Christine ein Antibiotikum, „und ich bibbere, dass ich ja nichts an den Zähnen krieg“. Essen gehen? Geburtstagsfeier? Nein. Und auch bei neuer Garderobe geht nicht viel. Bislang konnte die Rentnerin mit Rabatt einkaufen, „so kommen wir über die Runden“, mit guten Beziehungen zu einer Verkäuferin. Allerdings: Die arbeitet bei Hertie.

Bei sieben Prozent, sagt Professor Brachinger, liege die gefühlte Inflation bei Rentnern. Aber was heißt schon „gefühlte“, man kann es ja sehen. Es wird immer enger. Wie der Platz auf Christines kariertem Papier.

\* Name geändert

In anderen Ländern

Andere Länder, andere Warenkorbbe: An der Schweizer Universität von Fribourg hat der Wirtschaftsprofessor Wolfgang Brachinger einen Rentner „portemonnaie-Index“ entwickelt, mit dem er besonders die Konsumgewohnheiten älterer Menschen berücksichtigt. Österreich kennt einen „Preisindex für Pensionistenhaushalte“. Monatlich ziehen hunderte Rentner los, um Supermärkte, Gaststätten und Tierhandlungen zu begutachten – und Preise zu notieren von Rasierklingen bis hin zu Friseur- und Friedhofskosten.

## Das Schreckensbild der Inflation

Statistiker packen Monat für Monat virtuelle Warenkörbe, um die Teuerung in Deutschland zu ermitteln

Von Annika Fischer

Ruhrgebiet. Hänchen und Herta Müller können kein Gas in ihren Einkaufskorb füllen, auch ihre Miete nicht und überhaupt: 700 Sachen. Statistiker können. So errechnen sie den Verbraucherpreisindex: indem sie virtuelle Warenkörbe packen mit Essen, Kleidern, Autos, Computern, Friseurbesuchen, Reparaturen, Arztkosten – allem, was der Mensch so braucht. Statistische Ämter in Bund und Land tun das regelmäßig und messen damit die durchschnittliche Preisentwicklung aller Waren und Dienstleistungen, die von pri-

vaten Haushalten gekauft werden. So erhalten sie ein Gesamtbild der Teuerung in Deutschland.

Und das ist vielen ein Schreckensbild in diesen Zeiten. 3,3 Prozent, meldete das Bundesamt für Statistik in Wiesbaden im Juni, und der Juli, das zeigen die jüngsten Schätzungen, war nicht billiger. Im Vergleich zum Vorjahr stieg der Verbraucherpreisindex auch in diesem Monat wieder um 3,3 Prozent, errechnete das Amt aus ersten Daten der Bundesländer. Maßgebend für die Teuerung war erneut die Preissteigerung bei Heizöl und Kraftstoffen – wür-

de man die Energiekosten aus dem Warenkorb herausrechnen, ergäbe sich eine Teuerungsrate von 2,2 Prozent. Saisonbedingt flossen diesmal aber auch Reisen mit ein. Pauschalreisen waren fast 14 Prozent, Ferienwohnungen bis zu einem Drittel teurer als vor einem Jahr. Die Preise für Nahrungsmittel stiegen um acht Prozent gegen über dem Vorjahresniveau.

600 Preiserheber

Vergleichbar ist das, weil rund 600 Preiserheber in fast 200 Gemeinden regelmäßig Preise notieren: in Geschäften, aber auch in Katalogen. Was

sie beobachten, wird durch repräsentative Stichproben ausgewählte Güter, die gut gehen, werden eingerechnet, was nicht mehr geht, fliegt raus aus dem Warenkorb. Die Statistiker teilen die Waren in zwölf Abteilungen (Nahrungsmittel, Bekleidung, Wohnkosten, Gesundheitspflege, Verkehr...) und rund 700 Güterarten ein. Gewichtet wird der Ausgabenanteil im so genannten Wägungsschema, das alle fünf Jahre aktualisiert wird. Um herauszufinden, wieviel die Bürger wofür ausgeben, nehmen 60 000 Haushalte an einer Erhebung teil. Aktuell machen Nahrungsmittel und Getränke

etwa zehn Prozent des Warenkorbes aus, Wohnung, Wasser und Energie ein Drittel. Ein Grund dafür, dass der Verbraucher den Eindruck hat, sein Leben koste deutlich mehr als der Warenkorb vor-

„Die Unterschiede waren kaum spürbar“  
gibt: Gerade die Preise für häufig gekaufte Güter stiegen ja zuletzt stark an. Hinzu kommt, dass Menschen mit weniger Einkommen relativ gesehen für Energie und Lebensmittel mehr Geld ausge-

ben als durchschnittliche Verdiener. Jeder erbt also seine persönliche Preissteigerung, „gefühlte Inflation“, sagen die Fachleute.  
Bis 2002 wurde in Deutschland auch ein gesonderter „Preisindex für die Lebenshaltung von Zwei-Personen-Rentner-Haushalten mit geringem Einkommen“ erhoben. Das aber wurde eingestellt, weil, so das Bundesamt, „die Unterschiede kaum spürbar“ gewesen seien. Zwar gäben Rentner in der Regel mehr für Lebenshaltung und Gesundheit aus, sparten aber diese Kosten etwa bei Transport oder Technik wieder ein.